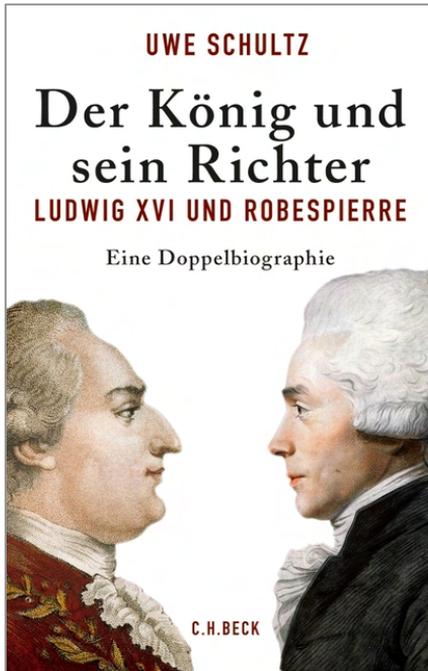


Unverkäufliche Leseprobe



Uwe Schultz
Der König und sein Richter
Ludwig XVI und Robespierre
Eine Doppelbiographie

400 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-62924-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9079051>

1. *Der ungeliebte Dauphin*

«Das ganze menschliche Geschlecht ist eine einzige Familie, verstreut über die gesamte Erdoberfläche. Alle Völker sind Brüder und sollen sich wie diese lieben. ... Wer seinen persönlichen Ruhm den Verpflichtungen der Humanität vorzieht, ist ein Ungeheuer des Stolzes und nicht länger ein Mensch.»¹ Im Jahr 1763, als der Duc Paul-Jacques de La Vauguyon, der Erzieher des neunjährigen Duc de Berry – des späteren Ludwig XVI – den Bildungsplan für den jungen Prinzen aufstellte, fehlte nicht der romanhafte Fürstenspiegel «*Les Aventures de Télémach*» («Die Abenteuer des Telemach»), den der von Idealen rigoroser Mitmenschlichkeit bestimmte Bischof Fénelon 1699 Ludwig XIV vorgehalten hatte.

Doch der macht- und ruhmbesessene Sonnenkönig hatte schnell erkannt, dass von dem salbungsvollen Kirchenmann, den seine Gemahlin zur linken Hand, Madame de Maintenon, ihm als Erzieher seines Enkels und präsumtiven Nachfolgers, des Duc de Bourgogne, empfohlen hatte, die ehernen Dogmen der absoluten Monarchie untergraben wurden. Fénelon war in das Bistum Cambrai entfernt worden, aber seine Maximen einer universalen Humanität drangen in die Dynastie der Bourbonen ein und pflanzten sich von Generation zu Generation fort – bis zum Duc de Berry. Dieser wurde früh von seinem Vater in die Ideale Fénelons eingeweiht – sie sollten seine Charakterbildung entscheidend mitbestimmen, aber auch ihre Vollendung in der «Deklaration der Menschenrechte» von 1789 finden – dem Kernstück der Französischen Revolution.

Im selben Jahr 1763 – der Siebenjährige Krieg gegen England war gerade zu Ende gegangen und hatte Frankreich nicht nur militärische Niederlagen und territoriale Verluste von Indien bis Nordamerika gebracht, sondern es hatte auch seine Vormachtstellung in Europa eingeübt – wurde der englische Philosoph und Historiker David Hume bei

Hofe in Versailles empfangen – und zwar in seiner Funktion als Sekretär des englischen Botschafters Marquess of Hertford. Bei der höfischen Vorstellung wurde er davon überrascht, dass der Duc de Berry, der schon in ganz jungen Jahren den Zugang zur englischen Sprache gefunden hatte, sich ihm als «Kenner» seines Werkes präsentierte.

Hume berichtete darüber nach London: «Es war in der letzten Woche, als ich die Ehre hatte, den Kindern des Dauphins vorgestellt zu werden, dass ich eine der kuriosesten Szenen erlebt habe. Der Duc de Berry, der Älteste, ein Junge von zehn Jahren, trat vor und sagte mir, wie viele Bewunderer ich in diesem Land hätte und dass er sich zu ihnen zähle wegen des Vergnügens, das ihm die Lektüre von zahlreichen Abschnitten meiner Schriften bereitet habe. Als er geendet hatte, begann der Comte de Provence seine Rede und informierte mich, dass ich seit langem und ungeduldig in Frankreich erwartet worden sei ...»²

Auch der dritte Sohn des Dauphins, der Comte d'Artois, hatte noch seinen kurzen Auftritt, womit der englische Gelehrte die frühe Bekanntschaft der späteren drei letzten Könige Frankreichs aus der Dynastie der Bourbonen – Ludwig XVI, Ludwig XVIII und Karl X – gemacht hatte. Doch bei aller zeremoniellen Leere der Vorstellung war doch erkennbar geworden, dass sich der Duc de Berry tatsächlich bereits der Lektüre der Werke Humes zugewandt hatte und bei seinem ausgeprägten Sinn für Historie auf Humes Werk «The history of Great Britain» (1754–62) gestoßen war. Dieses Buch begleitete ihn lebenslang, und das Kapitel über die Hinrichtung des englischen Königs Charles I im Jahr 1649 forderte ihn immer aufs Neue zum Vergleich mit seinem eigenen Schicksal heraus – noch im Januar 1793, in den letzten Tagen vor seiner eigenen Hinrichtung, versenkte er sich in diese Lektüre, hatte doch auch er selbst nicht den politischen Weg gefunden, der im Kampf zwischen Krone und Volk um die Vormacht im Staat am Verlust der Macht und am eigenen Untergang hätte vorbeiführen können.

Wie wenig er sich selbst für die Rolle des Königs, gar eines machtvoll regierenden Herrschers, geeignet fühlte, war ihm umso unausweichlicher bewusst, als sie ihm unerwartet und ungewollt zugefallen war. Bei seiner Geburt am 23. August 1754, als sein drei Jahre älterer

Bruder Louis Joseph, Duc de Bourgogne, sich bereits als Thronfolger präsentierte und von seinen Eltern so liebevoll wie ehrgeizig in diesem Rang bestärkt wurde, fiel dem Jüngeren allenfalls eine Nebenrolle zu. Maria Josepha, die Prinzessin aus Sachsen, Tochter des sächsischen Kurfürsten August III, der von seinem Vater August dem Starken auch die polnische Königskrone geerbt hatte, und Louis Ferdinand, der einzige Sohn Ludwigs XV, dessen Mutter die Tochter des gescheiterten Königs Stanislaus Leszczyński von Polen war, dem sein königlicher Schwiegersohn einen Ersatzthron in Lothringen errichtet hatte, waren vernarrt in ihr erstes männliches Kind, sollte dieses doch nach seinem Vater, dem Dauphin, dessen vornehmste Pflicht übernehmen – den Fortbestand der Dynastie Bourbon zu garantieren.

Natürlich gab es auch bei der Geburt des zweiten Sohnes der Dauphine die obligatorischen Festlichkeiten am Hofe, ein *Te Deum* in der Schlosskapelle von Versailles, ein Feuerwerk über der Place d'Armes vor dem Schloss und schließlich die Aufführung des neuen Balletts von Jean-Philippe Rameau «La Naissance d'Osiris». Aber diesen Festen fehlte der Glanz – keine Serenade, kein Tanz, keine bischöfliche Eloge, kein Horoskop. Denn diese Hoffeste fielen mit den überschäumenden Freudenfesten des Volkes zusammen, das einen Sieg über den König feierte – Ludwig XV war in seinem ständigen Kampf gegen das Parlament von Paris ein weiteres Mal gescheitert. Da das Parlament seinen Gesetzesdekreten, die sowohl die notwendigen Reformen des Landes vorantreiben wie das Staatsdefizit durch höhere Steuern reduzieren sollten, die Registrierung verweigerte, die ihnen erst Gesetzeskraft verliehen hätte, hatte er es aufgelöst und durch neue, neutrale Gerichtshöfe zu ersetzen versucht, aber diese Politik der Härte hatte er nicht durchhalten können. Seinem Nachfolger, dessen Geburt mit dieser Niederlage gegenüber dem Parlament zusammenfiel, sollte er diese Konfrontation ungelöst vererben.

Vorläufig aber folgte das Hofleben in Versailles noch dem traditionellen Ritus, nach dem die Prinzen von Geblüt sehr früh einer Gouvernante übergeben wurden, nicht nur die beiden ersten, sondern auch die folgenden. Die Aufgabe, die «Kinder Frankreichs» («Enfants de France») zu erziehen, war nach dem Willen des Vaters Madame de

Marsan übertragen worden. Sie war die Witwe eines lothringischen Prinzen und die Schwester des Marschalls de Soubise. Dieser stand lange hoch in der Gunst der Marquise de Pompadour, und während alle vier Söhne des Dauphins diese lothringische Amme zärtlich «Mamam Marsan» nannten, nannte dieser die Mätresse seines Vaters nur «Mamam Putain» («Mama Hure»).

Diese Provokation war Programm, denn Louis Ferdinand verurteilte aufs Schärfste den ihm und nicht nur ihm anstößig erscheinenden Lebenswandel seines Vaters, zumal Ludwig XV aus seiner Leidenschaft für junge schöne Frauen kein Geheimnis machte, sich dieser «Sünden» sogar bis zum Grad der Reue bewusst war, dass er an den hohen christlichen Feiertagen den Sakramenten fernblieb. Seine Mutter Maria Leszczyńska, eine in ungetrübtem Glauben ruhende Christin, hat Gott nicht nur für diesen einzigen Sohn gedankt, sondern auch für dessen frommen Charakter: «Ich habe nur einen Sohn, aber dem Himmel hat es gefallen, ihn klug, tugendhaft und wohlthätig zu gestalten, und zwar in dem Maße, wie ich es kaum zu hoffen gewagt hatte.»³ Diese Frömmigkeit teilte der Dauphin mit allen seinen neun Schwestern, besonders aber mit denen, die dauerhaft am Hofe waren, an ihrer Spitze Marie-Adélaïde und Henriette – sie bildeten den harten Kern der «Partei der Devoten».

Louis Ferdinand, ergeben an seiner Seite Maria Josepha, demonstrierte gegen seinen Vater nicht nur eheliche Treue, sondern auch Verachtung für die Jagd – die große Leidenschaft aller Könige aus dem Geschlecht der Bourbonen von Heinrich IV bis Ludwig XVI. Jedes Vergnügen an der Jagd war ihm zusätzlich abhanden gekommen, als er einst seinen treuen Stallmeister Chambors so unglücklich in einen Jagdunfall verwickelte, dass dieser tödlich getroffen vom Pferd fiel, sich aber noch im Fall als perfekter Höfling aus dem Leben verabschieden konnte: «Das macht nichts, Monseigneur.»⁴ Seine Abneigung gegen das Theater war so ausgeprägt, dass er an dem Gebäude nicht vorbeigehen konnte, ohne sich zu bekreuzigen. Konsequenz seines weitgehenden Verzichts auf Bewegung und sogar in frischer Luft war allerdings eine erhebliche Fettleibigkeit.

Bei aller Frömmigkeit, die sich bis zum Fanatismus steigerte, war der

Dauphin aber überaus gebildet. Als guter Lateiner hatte er Cicero und Sallust übersetzt und sich auch der schönen Literatur zugewandt – Corneille, Racine, Boileau, Bossuet und natürlich Fénelon, dem «Schwan von Cambrai». Mit Maria Josepha, die bei ihrer Ankunft in Versailles mit ihrer Natürlichkeit und Fröhlichkeit den Duc de Croÿ zu der Formulierung verführt hatte, sie sei «ein hübsches hässliches Entlein, das einem den Kopf verdrehen könnte»⁵ – ein Urteil, das Ludwig XV gern teilte –, zog sich Louis Ferdinand in die Enge eines geradezu bürgerlichen Familienlebens zurück.

Das Paar sang gemeinsam, spielte gemeinsam Clavichord, oder beide versenkten sich in die Lektüre von Heiligenleben. Dieses Idyll stiller Zurückgezogenheit, das mit dem hektisch-vergnügungssüchtigen Treiben der Höflinge merklich kontrastierte, erregte Aufsehen. Dufort de Cheverny hat das Genrebild festgehalten: «Ich sah die Dauphine bei der Arbeit an ihrem Stickrahmen in einem kleinen Zimmer mit nur einem Fenster, aus dem der Dauphin seine Bibliothek gemacht hatte. Sein Schreibtisch war übersät mit den besten Büchern. Der Comte de Lusace (Xavier de Saxe, der Bruder der Dauphine, d. A.), der die gemeinsame und sehr bürgerliche Atmosphäre teilte, saß auf einem Hocker, oder war es ein Stuhl; der Dauphin ging auf und ab, zuweilen setzte er sich. Ich war, als ich mehrere Male mit ihm sprach, überrascht, wie wenn ich in einer bürgerlichen Gesellschaft gewesen wäre.»⁶

Doch die Erziehung für die vier Söhne wurde so gründlich und umfassend gestaltet, auf dass jeder von ihnen, selbst bei der Förderung seiner speziellen Talente, befähigt wäre, eine führende Rolle im Machtmechanismus von Versailles zu spielen – und sei es nicht zuletzt die des Monarchen. Diese ungewöhnlich weittragende Verantwortung war dem Duc de La Vauguyon übertragen worden – eine Entscheidung, die der Dauphin allein getroffen hatte –, und sie war nicht unumstritten, da La Vauguyon zunächst als Haudegen aufgefallen war. Bravourös hatte er sich 1745 in der Schlacht von Fontenoy geschlagen, an der, ging es doch um nicht weniger als die Wahrung der Unabhängigkeit Frankreichs gegenüber den eingedrungenen Engländern, Ludwig XV selbst teilgenommen hatte, an seiner Seite der sechzehnjährige Louis Ferdinand. Während der Kampagne in Flandern hatte seine Tapferkeit ihn

bis zum Marschall aufsteigen lassen, und mit der Position eines Generalleutnants hatte er die höchste Stufe der militärischen Hierarchie erreicht. Daraufhin wechselte er, der zugleich ehrgeizig und hochmütig war, die Karriereleiter und wurde Höfling – 1753 Maître de la Garde-robe und Kammerherr, 1758 Erzieher der «Enfants de France» und ein Jahr später sogar Duc und Pair von Frankreich. Mit dem Dauphin teilte er den religiösen Eifer, den Hass auf die «Philosophen», wie die Aufklärer von Voltaire bis zu den Enzyklopädisten um Diderot genannt wurden, und die Vorstellung von einer unumstößlichen, aber moderat auszuübenden Monarchie.

Der älteste Sohn Louis Joseph wurde ihm, wie es die Tradition vorschrieb, im Alter von sieben Jahren übergeben, doch da dieses aufgeweckt-selbstbewusste Kind häufig und gern mit seinem jüngeren Bruder spielte, musste der erst sechsjährige Berry die mütterliche Wärme von «Mamam Marsan» vorzeitig verlassen und geriet ebenfalls unter die Aufsicht des strengen La Vauguyon. Die beiden Jungen konnten deshalb ihre Rollenspiele auch nach 1760 fortsetzen – der Ältere tyrannisierte gern den Jüngeren, was dieser in Anerkennung von dessen frühreifer Autorität sogar gern ertrug. Doch die ihm verfrüht entzogene zärtliche Zuneigung der Amme entbehrte er sehr, zumal, was unbeklagt den Regeln und Anforderungen des Hoflebens entsprach, Maria Josepha diesem Kind wie den nachfolgenden wenig Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Einzig dem Thronprätendenten, dem übermäßig geliebten und schon auf seine spätere Souveränität pochenden Louis Joseph, galt ihre besondere Zuneigung, ja ihr dynastischer Stolz.

Doch im Herbst desselben Jahres erweiterte sich die schon diagnostizierte Knochentuberkulose des Erstgeborenen zu einer Lungentuberkulose, und auch die von Entsetzen ergriffenen Eltern konnten sich der Einsicht nicht länger entziehen, dass ihr Sohn, dieses geistig hellwache, nobel auftretende, allseitig Sympathie und Bewunderung hervorruhende Kind, verloren war. Da es bei seiner Geburt nicht getauft worden war, wurde diese Zeremonie im November 1760 vollzogen. Seine Lebenskraft reichte nur bis kurz nach Ostern des folgenden Jahres. Vor seinem Ende stellte La Vauguyon ihm die Frage: «Bedauern Sie den Verlust des Lebens?» und der bis zuletzt in seiner Haltung untadelige



Duc de Berry, der spätere Ludwig XVI im Alter von neun Jahren. Pastell von Maurice Quentin de la Tour (1704–1788), Paris. Musée du Louvre

Prinz antwortete: «Ja, ich gestehe, dass ich es nur mit Bedauern verliere, aber ich habe es seit langem Gott als Opfer dargebracht.»⁷ Die in ihrem Schmerz untröstliche Mutter schrieb an ihren Bruder Xavier: «Er ist mit soviel geistiger Würde, Mut, Resignation und Frömmigkeit gestorben wie ein Mann von dreißig Jahren.»⁸

Der Duc de Berry, wohl nicht zuletzt getroffen von der Agonie seines ihm eng vertrauten Bruders, erkrankte seinerseits und blieb

unbeachtet fern von der grenzenlosen Trauer seiner Eltern und der Zeremonie des düster majestätischen Trauerkondukts, der den kleinen, ausgemergelten Leichnam von Versailles in die Totenkathedrale der Könige Frankreichs nach Saint-Denis entführte. Als eine unrechtmäßige und anmaßende Okkupation erschien es besonders seinen Eltern, dass nun der ungeliebte, unbeachtet an den Rand gedrängte, in langem Schweigen verschlossene und in seinen Bewegungen linkische Zweitgeborene in die direkte Linie der Thronfolge aufrückte, auf den zuvor schon so glanzvoll besetzten Platz des Lieblingssohnes Louis Joseph. War der nun ins Zentrum der zukünftigen Machtfülle sowie der politischen Hoffnungen aufgestiegene Junge nicht schon aufgrund seiner geringeren Talente, ja seines begrenzten Geistes eine traurige Randerscheinung gewesen? Man erinnerte sich wohl an das Lotteriespiel der Prinzen, die sich gegenseitig kleine Geschenke machten – jeder jeweils dem, dem seine besondere Zuneigung galt. Inmitten der Heiterkeit und des Gelächters war kein Geschenk in die Hand Berrys gelangt, und in vollem Respekt vor den emotionalen Regeln der Kinderlotterie behielt dieses Kind sein eigenes Geschenk trotzig in der Hand: «Ja, ich weiß, dass niemand mich liebt, ich liebe auch niemanden, und glaube, dass ich nun auch keine Geschenke austeilen muss.»⁹ Aber es führte auch kein Weg an dem Vollzug des salischen Rechts vorbei, Berry rückte an die zweite Stelle in der Thronfolge, und sein Name wandelte sich in Louis Auguste.

Die Zweifel des Vaters, ob sein zweitgeborener Sohn langfristig in der Lage sein würde, einst die volle Verantwortung der Krone zu tragen, ließen ihn, der seinem eigenen Urteil nicht voll vertraute, das Votum eines lebensklugen, feinsinnigen Jesuiten suchen. Der Pater Charles Frey de Neuville mischte sich in die kindlichen Spiele der drei Brüder, lockte sie in Fangfragen und kam am Ende zu dem Urteil, dass Louis Auguste «weniger Lebhaftigkeit und sich in seinen Gesten weniger graziös zeigte als die Prinzen, seine Brüder, aber was die Gründlichkeit des Urteils und die Qualitäten seines Charakters betreffe, versprache er, ihnen nicht nachzustehen». Louis Ferdinand, erleichtert, ließ den Jesuiten dankbar wissen: «Ich bin entzückt über die Art, wie Sie meinen Ältesten sehen. Ich hatte immer geglaubt, in ihm eines jener

ungekünstelten Naturelle zu erkennen, die nur zurückhaltend das versprechen, was sie eines Tages freiwillig leisten müssen ...»¹⁰

Damit waren uneingeschränkt die Voraussetzungen gegeben, den präsidenten Thronfolger mit jener breiten Bildungsbasis zu versehen, die ihn später zum kompetenten Gesprächspartner seiner Minister und – nachdem er deren Votum gehört hatte – zum allein verantwortlichen Entscheidungsträger in den Regierungsgeschäften machen sollte. Zunächst verbanden seine Lehrer, denn La Vauguyon zog für verschiedene Fächer Experten hinzu, die seinerzeit übliche Lektüre für Jugendliche mit dem Sprachunterricht. So lernte Louis Auguste das Italienische mit Ariosts «Befreitem Jerusalem» oder das Englische mit Daniel Defoes «Robinson Crusoe» kennen. Da er zudem eine starke Neigung für das Lateinische zeigte, erschloss er sich die Texte von Sueton, Seneca oder auch Tacitus, bei dessen Lektüre er seiner frühen Vorliebe für die Geschichte nachgehen konnte. Dagegen empfand er wenig Interesse für die schöne Literatur, die Poesie, die Musik oder auch die Rhetorik, aber die Wissenschaften zogen ihn an – so die Physik und Mathematik, vor allem jedoch Geographie. Hier war es der Abbé d'Argentré, der ihn mit Globen, Spezialkarten und geographischen Puzzlespielen versorgte, so dass er sich über einzelne Regionen exakt unterrichten konnte – über Klima, Wirtschaft, Verwaltung, Militär oder auch die Glaubenszugehörigkeit der Bevölkerung. In dieser Disziplin verfügte er später über Kenntnisse, die Erstaunen erregten. La Vauguyon verband schließlich mit der Lektüre von Fénelons «Télémaque», die übrigens in jener Epoche zum allgemeinen Bildungskodex gehörte, die Unterweisung in Politik, Religion und Moral, methodisch eingesetzt in kasuistischen Fragespielen. Im Übrigen galten für seinen Erzieher die vier Kardinaltugenden, die er von Jacques Bénigne Bossuet, dem wortgewaltigen Hofprediger Ludwigs XIV, übernahm – Frömmigkeit, Güte, Gerechtigkeit und Festigkeit.

Der Dauphin und die Dauphine legten größten Wert darauf, die Resultate dieser weit gefächerten Pädagogik selbst zu überprüfen. Zweimal in der Woche – mittwochs und samstags – kam es zu regelrechten Examina, und die Eltern befragten ihren Sohn überaus streng. So konnte es passieren, dass der junge Louis Auguste gelegentlich eine

falsche Antwort gab oder die richtige schuldig blieb, was mit Strafen geahndet wurde, einmal besonders hart, denn der Vater untersagte ihm die Teilnahme an der Hubertusjagd am 3. November 1765, dem Jahresfest der Jäger, dessen leidenschaftlichster Teilnehmer Ludwig XV selbst war. Selbst dem Einspruch der Tante Marie-Adélaïde, doch dem Nefen das Vergnügen nicht zu versagen, begegnete Louis Ferdinand nicht mit einer großzügigen Begnadigung: «Ich würde jedem anderen gegenüber Gnade walten lassen ..., aber mein Sohn befindet sich an einem Platz, wo Vorsicht angebracht ist, damit er sich nicht an die Nachlässigkeit gewöhnt ...»¹¹ Der König selbst votierte mit seiner Autorität für seinen Enkel, indem er seinen Sohn kritisierte: «Wenn Ihr Eure Kinder hindert, sich bei meinen Jagden einzufinden, bin ich es so wie sie, den Ihr unter Strafe stellt.»¹² Der Dauphin blieb hart.

Aber zu diesem Zeitpunkt war er bereits bettlägerig, und die Härte gegenüber seinem Sohn war auch der Verachtung gegenüber seinem Vater geschuldet – nicht nur lehnte er dessen Jagdleidenschaft ab, der Vorwurf betraf ebenso dessen verlustreiche Politik, denn bereits 1762 gegen Ende des Siebenjährigen Krieges hatte er in einem Brief an den Bischof von Verdun geklagt: «Die politischen Angelegenheiten gehen nicht besser als die der Religion: die Autorität um die Hälfte gemindert, Amerika verloren und ein ruinöser Krieg ... kündigen mir den Rest meines verhinderten Lebens an, beschämt und gedemütigt als jener, der eine Rolle in Europa spielen möchte.»¹³ Jetzt aber, im Herbst 1765, obgleich er noch immer streng über die Studien seines Sohnes wachte, lag er bereits nieder auf den Tod.

Noch im Spätsommer hatte er, vom Fieber und vom Husten geschüttelt, sein Regiment der «Dauphin Dragons» glanzvoll paradieren lassen, ja es selbst kommandiert, als der König die jährlichen Manöver in Compiègne abhielt. Aber die Tuberkulose hatte ihn schon erfasst. Das strenge Studienprogramm seines Sohnes, dessen Vollzug er sogar vom Bett aus kontrollierte, nahm indes unverändert seinen Fortgang, aber sich seines nahen Todes bewusst, hatte der Dauphin den König um die testamentarische Gunst gebeten, dass Maria Josepha «die absolute Herrin der Erziehung seiner Kinder»¹⁴ bleibe. Tief verankert in seinem Glauben und seinen Maximen unantastbarer Würde verpflich-

tet, starb Louis Ferdinand am 20. Dezember. Auf ihn hatte nicht zuletzt das einfache Volk große Hoffnungen gesetzt, er werde dem ausschweifend-kostspieligen Hofleben Ludwigs XV ein Ende setzen, und bekränzte die Statue Heinrichs IV auf dem Pont Neuf in Paris zu seinen Ehren. Der König – selbst tief getroffen von dem Tod seines einzigen Sohnes – schloss den elfjährigen Louis Auguste in die Arme, beider Tränen sollen sich vereinigt haben, und während der Großvater seine Trauer im Jagdschloss Choisy verbarg, erhielt der Enkel, der nun nächste Erbe des Thrones, den Titel Monseigneur le Dauphin.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de